



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Der Feind im Osten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Feind im Osten

Von Dr. Carl Jentsch



r. Dragutin Prohaska hat uns in seinem Essay „Das slawische Kulturproblem“*) wertvolle Einblicke in die Gedanken- und Gefühlswelt der Slawen, besonders der Südslawen, erschlossen, aber seine Charakteristik des französischen, des deutschen und des russischen Volkstums im abschließenden Teil „Die Lösung des Problems“ bedarf der Korrektur. Fanatismus des Rechts soll das Mark der romanischen, insbesondere der französischen Kultur, und dieses Recht nicht Ausfluß eines Regentenwillens, sondern Ergebnis eines Sozialvertrags sein. Während so der romanische Staat ein Rechtsinstitut sei, soll der germanische eine aufgenötigte Ordnung sein, die sich nicht auf Übereinkommen, sondern auf den Schutz des Herrschers und auf das Gefühl der Treue und Pflicht der Untertanen gründe. (Soll wohl heißen, auf die Treue und das Pflichtgefühl der Untertanen gegründet sei und die Sicherheit des Herrschers — oder die Beschützung der Untertanen durch den Herrscher? — zum Zweck habe.) Daß Rechtsfanatismus eine hervorragende Eigenschaft des französischen Nationalcharakters sei, hat bisher, soviel ich weiß, sonst noch niemand bemerkt; nicht die eigensinnige Frau, die auf dem Boulevardpflaster ihre Bohnen essend, der Polizei nicht weicht, liefert das klassische Musterbild des Rechtsfanatikers, sondern unser Michael Kohlhaas. Der Sozialkontrakt steht bloß in Rousseaus Buch; alle wesentlichen Einrichtungen des französischen Staates sind Schöpfungen teils seiner alten Könige, teils des ersten Napoleon. Der Schlüssel zum Verständnis des Unterschieds zwischen französischem und deutschem Wesen steckt in der von den griechischen Philosophen aufgeworfenen Frage, ob die sozialen Gebilde — wie die sittlichen Normen — φύσει oder θέσει, natürlich oder durch Satzung, entstanden seien. Die Antwort lautet: alle soziale Ordnung wächst aus natürlichen Notwendigkeiten heraus, aber was wächst, das sucht der bald von vernünftiger Einsicht geleitete, bald von Unverstand und Leidenschaft getriebene individuelle Wille nach seinen Wünschen und Bedürfnissen zu gestalten. Die Franzosen nun sind mit scharfer Logik begabte Despotennaturen und schwören darum auf die These. Aus will-

*) Heft 37, 38, 42, 44 und 47 der Grenzboten 1914.

fürlichen Voraussetzungen spinnen sie, logisch folgernd, Systeme heraus, nach denen sie, ohne Rücksicht auf das im Laufe der natürlichen Entwicklung geschichtlich Gewordene, ihren Staat einzurichten geneigt sind. Weil aber solches Verfahren allen gestattet, die Anarchie bedeuten würde, überlassen sie die Verwirklichung ihrer mehr oder weniger übereinstimmenden logischen Phantastien einem Gewalthaber und begnügen sich, ein jeder für seine Person, mit dem Scheine der Freiheit, wie es Bismarck so hübsch schildert mit dem Sprüchlein von dem Franzosen, der sich geduldig fünf und zwanzig aufzählen läßt, wenn man ihm nur die französische Freiheit dabei lobt. Kein anderes Volk Europas wird so bürokratisch regiert, ist so eng in Polizeivorschriften eingezwängt, übt so wenig Selbstverwaltung, wie die Franzosen. Die deutschen Gemeinwesen sind aus der Markgenossenschaft erwachsen. Die Über- und Unterordnungen, die bei fortschreitender Differenzierung auf natürlichen Wegen entstanden, haben die Freiheit nicht beeinträchtigt. Der Deutsche behielt soviel Freiheit, als mit der öffentlichen Ordnung verträglich ist, indem jedem in seinem Stande die angemessene Sphäre des Wirkens zugeteilt war, und jede Stadt, jede Zunft, jede Bauernschaft sich selbst regierte. So wenig war die öffentliche Ordnung ein Ausfluß des Fürstenwillens, daß vielmehr der Fürst beim Regierungsantritt, das galt namentlich in den ganz germanischen Niederlanden, die Rechte der Stände und die Volksgewohnheiten anzuerkennen hatte, und daß der Bruch dieses Vertrages durch den Fürsten die Untertanen von der Pflicht des Gehorsams entband; der moderne Begriff der Souveränität war den mittelalterlichen Germanen fremd. Der Absolutismus ist freilich auch in Deutschland vorübergehend eine Notwendigkeit gewesen, aber auf deutschem Boden gewachsen ist er nicht. Er ist französisches Gewächs; *l'Etat c'est moi* gilt noch heute, nur daß der absolute Regent nicht eine einzelne Person ist, sondern eine Gruppe, deren Mitglieder durch Geldgeschäfte und durch die Handhabung der parlamentarischen Maschine ans Ruder kommen, und von denen die einen auf der politischen Schaubühne agieren, während die andern, die Geldfürsten, die eigentlichen Gewalthaber, hinter den Kulissen bleiben. Den Deutschen wird es niemals einfallen, mit allem natürlich und historisch Gewordenen radikal aufzuräumen; sie achten die Natur und das Bestehende, und verfahren wie der Gärtner, der das Wachstum überwacht, leitet, fördert und die Natur veredelt. Die würfel- und kegelförmig verstuften Baumkronen der französischen Gärten offenbaren den französischen Geist.

Von der Charakteristik der Russen bei Prohaska ist die eine Hälfte zutreffend. Er beginnt mit der Erzählung, wie die Russen die Waräger gerufen haben sollen, im Lande Ordnung zu schaffen, und führt ganz richtig aus, daß ihre ungeheure undifferenzierte Ebene die Entstehung charaktervoller sozialer Gebilde erschwere, daß ihr europäisch zugeschnittenes Staatswesen nicht ihr Werk sei, und daß ihnen Rechtsinn und Pflichtgefühl fehlen. Wenn er aber dann als Grundeigenschaft des Slaven und besonders des Russen

Gerechtigkeitsgefühl (das er vom Rechtsinn unterscheidet) und die Macht des persönlichen, des subjektiven Gewissens bezeichnet, so scheint er mir zu irren. Daß die Russen keinerlei Organisation zustande bringen, ist nicht die Folge eines übertriebenen Individualismus und Subjektivismus, sondern erklärt sich ganz leicht aus ihrer Passivität, die, wie wohl niemand bestreiten wird, ihre auffälligste Eigenschaft ist. Tolstoi hat diese Eigenschaft zur Religion gestempelt. Der Russe ist groß im Dulden, aber die Organisationskraft und der Antrieb zur Tätigkeit, zum Schaffen, zur Tat, die fehlen. Es fehlt das moralische Rückgrat und darum das Pflicht- und Ehrgefühl. Auch die Nächstenliebe des Russen ist mehr Schwäche als echte Liebe. Sie hält sich an Pauli Spruch, daß wir allzumal Sünder seien, verachtet darum den Verbrecher nicht, bemitleidet ihn nur, spricht ihn gern los, wenn er angeklagt ist, und stellt sich ihm gleich, um die Anstrengung zu sparen, die dazu erforderlich wäre, um sich über sein sittliches Niveau zu erheben. Freilich wird in Rußland diese Schwäche noch durch die Gewissensverwirrung begünstigt, die daraus entspringt, daß so viele Vertreter der Staatsgewalt ungestraft Verbrechen begehen, und so oft edle Menschen als Verbrecher behandelt werden. Die Neigung, sich zum Ärmsten, zum Schlechtesten herabzulassen, die Brüderküsse, die zwischen Fürst und Bauer gewechselt werden, geben dem Ruffentum ein demokratisches Gepräge, aber, sagt Hugo Münsterberg, diese Gleichheit zieht hinab, während in Amerika die Demokratie emportreibt, weil dort jeder nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch den Ehrgeiz hat, es den Höchsten gleichzutun. Was die russische Intelligenz betrifft, so erfahren wir von Sir Donald Mackenzie Wallace und anderen Kennern des russischen Volkes, daß die unverdaute westländische Wissenschaft und Philosophie die einen zu revolutionären Schwärmern, die andern zu unpraktischen Theoretikern macht, und daß dieses, zusammen mit der Unehrllichkeit und Unzuverlässigkeit der meisten Beamten, den Erfolg gutgemeinter Reformen vereitelt. Wie Prohaska mit den Slawophilen in dieser Volksart die Anlage zu einer neuen hohen, von der europäischen grundverschiedenen Kultur sehen kann, begreife ich nicht. Der russische Bauer ist ein gutmütiger Bär, den man lieben kann, wenn er sich gewaschen hat und nicht betrunken ist (bei Turgenjew, der selbst ein veredeltes Exemplar dieser Spezies war, lernt man ihn kennen), aber zu Kulturschöpfungen und Kultur-taten ist er nicht befähigt. Zu künstlerischer und literarischer Produktion allerdings, denn intellektuell und ästhetisch ist der Russe gut begabt; doch gerade die zerfahrenen, charakter schwachen Triebmenschen Tolstois, Dostojewskis, Gorkis — mit ihrem haut goût eine Delikatesse für übersättigte Ästhetiker — zeigen deutlich, daß von diesem Volke eine neue höhere Kultur nicht zu erwarten ist. Etwas tüchtiges leisten wird es können, wenn es — von Deutschen erzogen wird.

Bis jetzt ist es nur gedrillt worden. Die seit Peter dem Dritten rein deutsche Dynastie hat mit Hilfe ausländischen Kapitals, deutscher Intelligenz und

Arbeitskraft alles geschaffen, was zu einem modernen Staate gehört, soweit es ohne spontane Mitwirkung des Volkes geschaffen werden kann und dieses bloß als Material verwendet zu werden braucht; und aus der gewaltigen Größe dieses Staates ergibt sich nun die Haltung, die wir Deutschen ihm gegenüber einzunehmen haben. Seit dreißig Jahren predige ich: nicht westwärts, sondern nach Osten haben wir zu blicken.

Von Frankreich und England haben wir einen Stoß ins Herz nicht zu fürchten: Frankreich ist zu schwach, und England ist eine Seemacht, Löwe und Hai können einander nicht tödlich verwunden. Ein dem unsern ebenbürtiges Heer konnte England sich nicht schaffen, denn bei allgemeiner Dienstpflicht wäre es ihm unmöglich gewesen, sein Kolonialreich zu gründen und sein (schon seit ein paar Jahrzehnten verlorenes) Handels- und Industriemonopol zu erwerben. Das konnte es nur, weil jeder Engländer in seinen kräftigsten und unternehmungslustigsten Jahren seinen Geschäften und seiner Abenteuerlust in aller Welt nachgehen durfte, ohne in seiner Bewegungsfreiheit durch die Dienstpflicht beschränkt zu sein. Zudem vermöchte das Volk die Doppellast nicht zu ertragen, wenn der Flotte noch ein Millionenheer beigegeben würde, die Flotte aber kann es nicht entbehren, sie ist ihm das, was uns das Landheer ist. In Heft 42 der vorjährigen Grenzboten habe ich gezeigt, daß es heute keine Seeherrschaft mehr geben kann, wenn man darunter die Macht eines Staates versteht, den Verkehr der übrigen Nationen auf dem Weltmeere willkürlich zu regeln oder einzuschränken, und angedeutet, daß den Engländern der wahnsinnige Versuch, durch Rückkehr zur Piraterie diese Herrschaft noch einmal zu erringen, teuer zu stehen kommen werde. Aber in einem anderen Sinne ist das Streben der Engländer nach Seeherrschaft berechtigt und Pflicht der Selbsterhaltung. Da Großbritannien eine Insel, ein Einfall in das Land also nur zu Schiffe möglich ist, da zudem England vier Fünftel seiner Nahrungsmittel aus überseeischen Gebieten bezieht und demnach durch Flotten ausgehungert werden kann wie eine belagerte Stadt, so muß es unter der heute noch ziemlich allgemein geltenden Voraussetzung, daß Kriege, auch zwischen den europäischen Staaten, selbstverständlich und unvermeidlich seien, zu seinem Schutze eine Flotte haben, die nicht nur jeder anderen Flotte, sondern auch jeder denkbaren Kombination von Flotten gewachsen ist; die Engländer müssen darum bei jeder Flottenverstärkung anderer Staaten Angst bekommen. Deutschland dagegen bleibt — trotz den glänzenden Taten unserer Marine, die möglich sind, weil der Deutsche allseitig begabt ist — nach seiner geographischen Lage, seiner geschichtlichen Entwicklung und dem Naturell seiner Bevölkerung eine Landmacht; glücklicherweise! Denn Seemächte ruhen auf einem unsicheren Fundament und sind kurzlebig, wie schon Thukydides an dem Paradigma der griechischen Kleinstaaten gezeigt hat. In einer der Beratungen, die dem Peloponnesischen Kriege vorhergingen — sie erinnern lebhaft an die Präludien des jetzigen Weltkrieges — läßt er einen Korinther sagen: Die Athener haben das Geld und die Schiffe,

wir haben das Land und die Leiber, und das ist mehr; denn was wir Peloponnesier von Natur haben, das können sich die Athener nicht verschaffen; dagegen, was sie durch Verstand und Übung erworben haben: Schiffe und Geschicklichkeit im Seekampf, das können, wenns not tut, auch wir uns erwerben. (Bei historischen Parallelen darf man die Unähnlichkeiten nicht übersehen. Großbritannien mit seinen 42 Millionen Bewohnern ist ein ganz anderes Land, als das jedem feindlichen Einfall offenstehende winzige Attika war, dafür war Athen eine geistige Macht, mit der sich England nicht vergleichen kann, und hat noch sechshundert Jahre nach dem Verlust seiner politischen Selbständigkeit mit dem milden Lichte seiner humanen Bildung die Jugend, auch die christliche, veredelt. Andererseits ist Deutschland eine den Engländern weit überlegene Geistes- und Kulturmacht, während Sparta, die Führerin der Peloponnesier, der höheren Bildung entbehrte und infolge seiner von den heutigen Eugenikern gerühmten „Menschenzüchtung“ abstarb: König Agis der Vierte fand bei seinem Regierungsantritt in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christus nur noch siebenhundert echte Spartiaten vor.)

Sehr viel anders schauts im Osten aus.

Entweder: es gelingt den russischen Staatsmännern, die verrottete Verwaltung zu reformieren, Volkswirtschaft und Volksbildung auf die europäische Stufe zu heben, — dann erdrückt uns der Kolos.

Oder: Land und Volk bleiben bei aller äußerlichen Machtentfaltung in ihrem elenden Zustande; dann ist es Sünde und Schande, wenn wir Nachbarn gelassen und untätig zusehen, wie der beste Weizenboden Europas versumpft, versandet, primitiv bewirtschaftet wird, und wie die großen Wälder verwüstet werden. Europa bedarf dieser jetzt so schlecht verwalteten Naturschätze, und wir Deutschen bedürfen ihrer am dringendsten.

Das „entweder“ wird jetzt ja wohl auch von den altpreussischen Russenfreunden zugestanden: die Gefahr, die von Rußland droht, sogar schon ehe die von seinen Staatsmännern angestrebte wirtschaftliche und kulturelle Hebung gelungen ist, die Gefahr, von seinen Millionenheeren erdrückt zu werden, während dem russischen Staate die ungeheure Größe des Landes, seine Unwegsamkeit, die daraus sich ergebenden Verpflegungsschwierigkeiten vor eindringenden Feinden Schutz gewähren. Wie eine Dampswalze, haben unsere Feinde im Westen gehofft, würden Rußlands Heere, alles zermalmend, sich über Deutschland wegwälzen. Als ob die Walze auf der Eifel und den Vogesen halt machen würde! Der französische Rotwein allein schon würde die asiatischen Horden locken, in die gesegneten Fluren Frankreichs hinabzusteigen. Aber die Erwartung war gar nicht übertrieben; war Deutschlands Wacht an der Weichsel weniger stark, dann geschah, worauf die Tore an der Seine sich freuten: Europa wurde kosakisch und seine Kultur war dahin.

Mein „oder“ stößt noch auf lebhaften Widerspruch. Die agrarische Rechte behauptet, die deutsche Landwirtschaft könne über hundert Millionen Menschen

ernähren. Möglich, aber doch nur bei weiterer Intensifizierung des Betriebs, also Steigerung der Brot- und Fleischpreise; will oder kann die das Volk nicht zahlen, dann fallen die Agrarzölle, die deutsche Landwirtschaft erliegt einer Katastrophe, und das deutsche Volk wird mit seiner Ernährung vom Auslande abhängig. Das will geradezu die Linke: mit ausgeführten Industrieerzeugnissen sollen wir Brot kaufen und so in die ungesunden Zustände Englands hineingeraten, die ich oft geschildert habe. Überseeische Kolonien sollen ergänzen. Aber was können die helfen? Überseeische Siedlungsgebiete giebt es nicht mehr. Die Naturschätze der Tropen unserer Kulturwelt zuzuführen, ist ein nobile officium aller Kulturnationen, und jeder Europäer, der will, kann sich an der Erfüllung dieser Pflicht beteiligen. Aber der Besitz, die Verwaltung und Verteidigung eines tropischen Gebietes ist kein Vorteil für den besitzenden Staat; ihm bürdet solcher Besitz nur Kosten und Arbeit auf und schwächt, da er zur Zersplitterung seiner Streitkräfte zwingt, seine Macht. Für den englischen Staat sind nur das tropische Indien und das subtropische Ägypten, als alte Kulturländer, bisher Einnahmequellen, gewesen, die aber jetzt, wenn sie nicht ganz verloren gehen, nahe daran sind, sich in fressende Kapitalien zu verwandeln. Was uns dagegen Rußland verspricht, ist in Heft 47 der vorjährigen Grenzboten angedeutet worden. Solange die Macht des Zartums ungebrochen bleibt, sperrt dieses uns auch den Zugang zur asiatischen Türkei. Der Sultan wird es sicherlich gern sehen, wenn deutscher Geist und deutscher Fleiß diese Länder zu neuem wirtschaftlichen Leben erwecken und dadurch seinen Staat bereichern; daß sie Rußland denselben Dienst erweisen, mag das Zartum nicht leiden, schon in den achtziger Jahren hat die Vertreibung tüchtiger deutscher Landwirte aus russisch Polen begonnen. Die Einwendungen gegen meine Behauptung, daß Deutschland überbevölkert sei und sein Volk mehr Land brauche, habe ich andernorts oft widerlegt. Hier will ich nur den Hinweis auf den Rückgang der Auswanderung begegnen mit dem Hinweis auf unsere in den Konzentrationslagern der Feinde schmachtenden Volksgenossen, die in der Auswandererstatistik nicht sichtbar werden. Die Forderung der Vergeltung wurde im ersten Dezemberheft des Kunstwart mit der Bemerkung zurückgewiesen, Wiedervergeltung sei gar nicht möglich, weil in England, Frankreich und Rußland zwanzigmal soviel Deutsche ihr Brot suchten, als Ausländer in Deutschland (der slawischen Wanderarbeiter würde in einem anderen Zusammenhange zu gedenken sein), und eine fünfprozentige Wiedervergeltung keinen Eindruck machen würde. Die Bevölkerungskapazität des Bodens wächst ja mit dem Fortschritte der Technik, aber doch nicht ins grenzenlose; beim Wachstum der Volkszahl über eine gewisse Grenze hinaus bleibt Erweiterung des Nahrungs- und Bewegungsspielraums unabweisbares Bedürfnis. Das ist eine so einleuchtende und allgemein anerkannte Wahrheit, daß in der ganzen Welt kein Mensch an unsere Aufrichtigkeit geglaubt hat, wenn wir unsere Friedensliebe beteuerten. Der richtige Zeitpunkt, die Ent-

scheidung herbeizuführen, war die russische Revolution nach der ostasiatischen Niederlage. Damals mußte das deutsche Volk den westlichen Nachbarn sagen: „Ihr habt vollkommen recht, wir sind keine saturierte Nation, aber wir sind weder so gewissenlos noch so töricht, über euch herzufallen, die ihr das, was wir brauchen, Neuland, nicht habt; im Osten und Südosten liegt unser Kolonialland.“ Gelang es damals unserer Diplomatie, Frankreichs und Englands Neutralität zu erkaufen, dann war der Sieg über Rußland ohne schwere Opfer zu erringen.

Friedrich Meinecke, der uns vor vier Jahren das schöne Werk „Weltbürgertum und Nationalstaat“ geschenkt hat, führte kürzlich in einer Zeitschrift aus, Depressionsgebiete, in denen die Kriegsgewitter entstünden, seien die schwachen Staaten, denn sie lockten, als Jagdgründe, die starken an. Das kommt ja vor, ist aber heute nicht mehr die Regel; nicht um Beute zu erjagen, sind die deutschen Truppen in das schwache Belgien eingerückt, denn wir sind ein sittliches Volk. Gewiß, die Schritte des Staatsmannes dürfen nicht mit der Elle der Philistermoral gemessen werden, aber verzichtet die Politik auf sittliche Normen und Aufgaben, dann sinkt sie zu einer wüsten Balgerei herab, an der sich zu beteiligen der echte Mensch, der den Namen Mensch verdient, nicht mehr der Mühe wert erachtet. Die völkerrechtlichen Vereinbarungen beweisen, daß sich die moderne Menschheit des sittlichen Gehalts der Politik erinnert hat. Was ist nun sittlich gut? Was (leiblich, geistig, sittlich) gefundes Menschenleben und Streben erhält und fördert. Nur der Pessimist, dem der Wille zum Dasein als das Urböse gilt, muß diese Definition ablehnen. Gesunde und gute Menschen töten, ihre Felder und Gärten verwüsten, ihre Häuser verbrennen, ihre Kunstdenkmäler zerschleßen, das sind demnach, weil sie Leben und dem Leben dienende Menschenwerke zerstören und vernichten, an sich Verbrechen, die nur in dem Falle zu erlaubten Handlungen werden, daß es kein anderes Mittel gibt, das Leben der eigenen Nation vor der drohenden Vernichtung zu schützen. Woraus folgt, daß der Krieg gegen einen Kulturstaat nur als Verteidigungs- niemals als Angriffskrieg erlaubt ist. Zu ewigem Ruhme gereicht es dem deutschen Volke und der deutschen Regierung, daß sie nach diesem Grundsatz gehandelt, Belgien und einen Teil von Frankreich nur okkupiert haben, weil sie das mußten, weil die Feinde an Deutschland das ruchlose Verbrechen zu verüben geplant hatten, und daß sie mitten in der blutigen Kriegsarbeit die unvermeidlichen Zerstörungen samt den vermeidlichen, welche die Feinde im eigenen Lande anrichten, nach Kräften wieder gut machen, bauend, ordnend, schaffend sich als Diener des guten Prinzips, des schöpferischen, Leben liebenden, als Kinder Gottes bewähren. Daß dieses und manch anderes Gute — wer möchte die sittliche Größe unseres Volkes vermessen, die sich im Kriege offenbart! — aus jenem Verbrechen hervorgeht, bedeutet keine Verminderung der Schuld der Verbrecher. „Ärgernisse müssen kommen, aber wehe dem Menschen, der Ärgernis gibt!“ Den Grundsatz nun, zu dem das deutsche Volk in

Wort und Tat sich bekennend, daß Kulturvölker nicht angegriffen werden dürfen, haben wir auch den Herzen der übrigen Nationen einzupflanzen; die Neutralen werden ihn mit Freuden auf- und annehmen, die Engländer und Franzosen wird die eherne Stimme der deutschen Geschütze von seiner Richtigkeit überzeugen.

Der große Fehler der europäischen Politik besteht darin, daß sie Rußland als gleichberechtigten Kulturstaat anerkennt, weil es die Fassade und die materiellen Machtmittel eines Großstaats besitzt. Rußland ist eine asiatische Barbarei und darum rechtmäßiger Jagdgrund, oder sagen wir lieber, da wir doch keine Hunnen sind, eine Arbeitsstätte, ein Neuland, in welchem sich Deutschlands Geist und Kraft schöpferisch betätigen können. In Rußland würde ein deutsches Heer, zur rechten Zeit eingerückt, wenig zerstört (auch schon weit weniger als im Westen zu zerstören gefunden), dagegen eine unendliche Fülle schöpferischer Tätigkeit entbunden haben. Genauer als Meinedes Wort trifft das Wort eines englischen Staatsmannes, wenn ich mich recht erinnere Saltsburys, den Kern des Problems: die Gefahr des Krieges lauere nur noch dort, wo die Kultur an die Barbarei grenzt; Barbarenländer sind rechtmäßige „Jagdgründe“; sie in Besitz nehmen und kultivieren, heißt das göttliche Gebot 1. Mose 1, 28 erfüllen: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan“; heißt nach der natürlichen und vernünftigen Regel verfahren, daß die Auswanderung aus den dicht bevölkerten in die menschenleeren, aus den hochkultivierten in die unzivilisierten Länder zu leiten ist.

Eine andere Betrachtungsweise mündet in dasselbe Ergebnis. Die Weltgeschichte beginnt mit Fehden der Sippen, einem Kriege aller gegen alle. Die Sippen ballen sich zu Stämmen, die Stämme zu Völkern zusammen, aus deren Innerem, sobald sie als Staaten organisiert sind, der Kampf mit körperlichen Waffen verbannt ist. In Vorderasien begann die Großstaatbildung, griff nach Europa über, und der Prozeß endete mit dem befriedeten orbis terrarum der Römer. Während dieser zerfiel, begann der Prozeß aufs neue in größerem Maßstabe und auf einer höheren Entwicklungsstufe. Das Mittelalter hindurch befehdeten Großgrundbesitzer, Ritter, Städte, Bauernschaften, Stände einander. Territorialstaaten machten dem Kleinkrieg im Innern ein Ende und schoben den Waffenkampf an die Grenzen der Staaten hinaus. Teils unbewußt, teils mit klarer Erkenntnis des Zieles rangen die Territorialstaaten mit einander, bis die Nationalstaaten fertig waren. Seitdem 1870 Deutschland und Italien das Ziel erreicht haben, liegt auch dieser Prozeß der Hauptsache nach abgeschlossen hinter uns. In einen geordneten Familienhaushalt hat kein Fremder sich einzumischen; in einen geordneten Staat, aus dem die Waffenkämpfe verbannt sind, in welchem die Selbsthilfe der Rechtsordnung Platz gemacht hat, darf kein Nachbar mit Waffengewalt einbrechen. Dagegen kann es Pflicht eines Staates werden, in den Nachbarstaat ordnend einzugreifen, wenn dieser bei sich nicht Ordnung zu schaffen und die Naturschätze seines Landes nicht zu heben

vermag. Diese Pflicht haben die drei Staaten zu erfüllen geglaubt, die Polen unter sich teilten. Wir haben von der Gesamtheit der Ziele, denen die Entwicklung des Menschengeschlechts zustrebt, keine Ahnung, doch so viel sehen wir, daß die Herstellung geordneter und friedlicher Gemeinwesen eines dieser Ziele ist. Das Ziel war vor dem großen Friedensbruch für Mittel- und Westeuropa, dessen Kultur auf die Neue Welt übergegangen war und dort einen Parallelkreis geschaffen hatte, nahezu erreicht. Von dem römischen orbis terrarum, dem ersten Anlauf zum Ziele, unterscheidet sich der modern-europäische dadurch, daß er nicht aus einem Gemisch absterbender Völker besteht, sondern aus einer Gruppe lebenskräftiger, deren jedes seinen scharf ausgeprägten Charakter hat und die Kultur mit eigentümlichen Gaben schmückt, unter denen die, welche unser allseitig begabtes Volk der Mitte beiträgt, die reichsten, wertvollsten und edelsten sind. Daß wir Europäer den asiatischen Russen gegenüber uns solidarisch fühlen müssen, erkennen die Franzosen und Engländer noch nicht, weil sie einseitig begabt und politisch falsch orientiert sind und weil ihre Schulbildung mangelhaft ist. Der deutsche Schulmeister hat sie über ihre Stellung in der Welt zu belehren, und der Kruppische Bakel wird seinen Lehren Gehör schaffen.

Die wichtigste und nächste Aufgabe unserer Staatsmänner ist nun, Deutschland gegen die russische Gefahr zu sichern und die Gelegenheit zur Erweiterung unseres Nahrungs- und Tätigkeitspielraums zu benutzen. Das slawische Problem werden sie hoffentlich nicht im Sinne Prohaskas lösen: „Rußland wird sich mit dem übrigen Slawentum zu einer Kultureinheit zusammenschließen, und das ganze Slawentum wird als eine Welt für sich hervortreten mit seiner Lebensweisheit (?), seiner Kultur (?).“ Die Westslawen gehören zu Europa; sie wollen Europäer, nicht Asiaten sein, wie der Weltkrieg erfreulicherweise offenbart.

